**Zeitschrift:** Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
**Band:** 213 (1940)

**Artikel:** Die Botschaft
**Autor:** [s.n.]
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-657425

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 22.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Die Botschaft.

Historische Skizze.

Die drei Männer lehnten am Stamm des alten Kastanienbaumes, der oben am Hügel stand, und starrten mit geweiteten Augen ins dämmerige Land. Grau rückten die Berge in den Himmel, in wilden Fetzen rasten die Wolken darüber hin.

„Eine schieche Zeit", sagte der eine von den dreien, und das war wie ein Flüstern. „Eine schieche Zeit. Das Reich brennt, und die Fremden leben von unserem Blut..."

„Was willst?" lachte der zweite dawider. „Mir ist die Zeit grad recht. Könnt' gar nit besser sein. Sold und Leben haben wir noch allweil, und dreinhauen können wir auch, daß uns das Leben nit zu sauer wird. Nach was anderem frag' ich nit... Was sagst denn du dazu? Du redst ja gar nichts", wandte er sich dann an den dritten, einen Großen, mit breiten, geraden Schultern.

Eine Weile war es ganz still. Dann sagte der Gefragte, ohne den Blick von den Bergen und den jagenden Wolken zu nehmen: „Was soll ich sagen? Das Land da... ist meine Heimat... Und da vorn" — er wies fahrig ins Grau — „da vorn ist irgendwo mein Haus und mein Weib."

Hernach war es wieder eine Weile ganz still. Die beiden ersten sahen aneinander vorbei.

„Wie bist du unters Kriegsvolk gekommen?" fragte endlich der eine, nur um etwas zu sagen. Und der andere sprang ein: „Wenn du ein sattes Daheim hattest, hätt'st nit unter die Kriegsleut gehen brauchen. Bei uns ist es anders. Ich bin ein Soldknecht, und dem da haben sie sein Daheim verbrannt. Auf uns wartet niemand... Da ist es nit schwer zu raten, warum wir unter die Söldner gegangen sind. Aber du...?"

„Ich bin gegangen, weil ich noch ein Daheim hab." Aber das versteht ihr wohl nicht", sagte der Große.

In ihr Schweigen fiel Gelärm. Hufgetrappel auf hartem, ausgedorrtem Wiesenboden. Die zwei wandten den Kopf, nur der dritte stand noch vor dem Land, in das eine Fackel geschleudert ward...

Ein Reiter preschte den Hügel heran und sprang klirrend aus dem Sattel. „Da seid ihr ja", grüßte er und zog eine Rolle aus dem Wams. „Einer von euch muß gleich hinüber." Er deutete mit der Hand nach vorn. „Ihr wißt doch, wo der Obrist sein Quartier hat. Die paar Bauernhütten. Ist ein Weg von zwei Stunden. Wer von euch will hin?"

„Ich kenne den Weg nit", murrte der eine und sah beiseite. Die Nacht war schwarz hereingesunken und das Land fremd und feindlich. Da sagte der Große beim Baum: „Ich kenn' den Weg. Gib mir die Rolle!" Er nahm das Pergament und barg es im Wams. „Lebt wohl!"

„Reite!" sagte einer, und der zuletzt Gekommene bot ihm das Roß. „Und du sollst wissen," sagte er leise zu ihm, während er sich beim Steigbügel zu schaffen machte, „daß jede Minute über unser Schicksal entscheiden kann."

„Unser Schicksal?" Der Große stieg mit der Frage in den Sattel. „Pah! Als ob es darum ginge! Um das da geht's." Er wies rundum ins Land. „Lebt wohl!"

„Ein toller Kerl!" sagte der eine hinter ihm drein. Und der andere stimmte bei: „Ein Narr."

Der Reiter stob den Hügel hinunter und legte sich im Sattel vor. Wilde Gedanken stürmten über ihn her. Er kannte zum Glück den Weg trotz der Dunkelheit. Jetzt ritt er heim. Heim! Da drüben stand sein Haus. Sein Weib, das es nicht verstanden hatte, da er alles im Stich gelassen — um einer Pflicht willen, die sie kaum erahnte. Er ritt durch die Nacht, und jeder Muskel, jede Sehne an ihm war gespannt. Da vorn wuchsen jetzt die Vogelbeerbäume vertraut aus dem Dämmer. Und dort, dort drüben mußte sein Haus sein.

Ein Ruck — der Falbe brach beinahe in die Knie, stand dann zitternd. Der Reiter starrte mit weit aufgerissenen Augen in die Nacht. Dort war sein Haus. Ja — sein Haus. Aber — gelbe und rote Flammen fuhren bäumend aus dem Giebel. Das Haus stand in Brand. Der riesenstarke Reiter schwankte im Sattel. Er griff in die Mähne des Gauls, daß er sich fing. Sein Haus? Sein Haus brannte...! Narr, der er war! Ritt in den Krieg, um die Heimat zu retten, derweil sie ihm sein Haus verbrannten. Sein Weib?

Da riß er das Roß herum und jagte ohne Besinnen auf das Haus zu. Mit einemmal fühlte er die knisternde Rolle an der Brust. Sein Besinnen

wachte auf. Der wilde Rausch war ein Spuk gewesen. Er riß am Zügel, und der Falbe stand.

Dort brannte das eigene Haus, und hier war die Botschaft, die überbracht werden mußte. Vielleicht schändeten sie gerade jetzt sein Weib? Der Reiter biß sich auf die Lippen, daß ein dünner, roter Blutfaden über das Kinn rann. Dann riß er das Roß herum und krampfte die Faust um das knisternde Pergament. Er trug die Botschaft. Erst die Botschaft!

Wild und toll raste der Gaul wieder der Straße zu. Hinter dem Reiter blieben das brennende Haus und die Ungewißheit. Wie er durch die feindliche Nacht dann den Weg zum Obristen fand, wußte er nicht. Er war nur besessen von dem stieren, brennenden Gedanken: „Ich trag' eine Botschaft!"

Er kam vor die schlafende Bauernhütte, in der er den Obristen wohnen wußte. Kein Lichtstrahl drang durchs Fenster. Sie hatten drinnen die Fenster mit Tüchern und Fetzen verhängt.

„Ich bring' eine Botschaft", sagte der Reiter mit verdorrter Kehle; das hörte sich bei dem Mann spaßig an. Der Obrist saß beim Tisch mit ein paar Offizieren. Er griff hastig nach der gebotenen Rolle. Und während er las, stand der Reiter breitbeinig an der Tür, aber es war eine Schwäche über ihn gekommen, daß er sich anlehnen mußte. Noch eh der Obrist zu Ende gelesen hatte, kam von der Tür her eine heisere Stimme: „Alsdann darf ich wieder reiten."

„Wohin denn, in der Nacht? Das ist doch Tollheit!" Der Obrist stand auf.

„Ich bin an einem Haus vorbeigeritten," sagte der Reiter mit erwürgter Stimme, „aus dem sind Flammen geschlagen. Und das Haus war meines. Und mein Weib ist darin ... Und ... und ich hab' doch erst müssen die Botschaft bringen ..."

Brandkatastrophe in Zürich, 2. Oktober 1938.
Photopreß, Zürich.

Der Obrist starrte den Reiter an. Dann sagte er, während es in seinem Gesicht zuckte: „Ich glaub', du brauchst nicht zu reiten. Vor einer Stunde ist ein Weib gekommen, das vor den Fremden noch fliehen konnte. Vielleicht ist es die Deine. Sie ist drinnen bei der Bäurin."

Der Reiter tat mit steifen Knien unsicher die paar Schritte bis zur Kammertür. Um ihn drehte sich alles. Und als er die Tür öffnete, sahen die Offiziere, wie ein junges Weib auf den Großen zutrat und die Arme um seinen Hals legte.

„Meine Herren," sagte der Obrist zu seinen Offizieren, „vergesset niemals, was der da gesagt hat: Ich hab' doch erst müssen die Botschaft bringen. Meine Herren, mit solchen Kerlen halten wir das Land gegen Tod und Teufel... Ich habe also soeben Botschaft erhalten... Wir müssen sofort handeln."

Er strich die zerknitterte Rolle am rohen Tisch glatt und legte seine Faust darauf wie einen Stein.

---

### Der bescheidene Dichter.

Daß die berühmte „Zauberflöte" vor reichlich einem Jahrhundert von Mozart komponiert wurde, dürfte allgemein bekannt sein, aber der Name des Textdichters... Ja, wer denkt heute noch an Schikaneder? Und doch wurde dieser Mann zu seiner Zeit recht gefeiert. Schikaneder war Schauspieler, Sänger, Theaterdirektor und Dichter in einer Person. Es kann nicht wundernehmen, daß er auf sich selbst nicht wenig stolz war. Das zeigte sich besonders deutlich nach der Aufführung der „Zauberflöte", der im Herbst des Jahres 1791 im Freihaus zu Wien ein großer Erfolg beschieden war. Da trat zu Schikaneder einer seiner Freunde und sagte: „Mein lieber Schikaneder, diese Oper ist wirklich ein Meisterstück. Ich beglückwünsche Sie zu diesem riesigen Erfolge." — Schikaneder reichte dem Begeisterten herablassend die Hand: „Danke, danke, mein Bester. Ja, das Stück ist wirklich gut. Der Erfolg war denn auch in der Tat verdient. Immerhin — ich hätte sicherlich noch einen ganz anderen Erfolg errungen, wenn der Mozart mir mit seiner Musik nicht so viel an der Oper herumgepfuscht hätte."

## Der Wichsireisend.

Von O. Mathys.

Es war vor 40 Jahren, man war in Thun auf der Geschäftsreise. Im Speisesaal gegen die Aare saß ich an einem Samstag mittag ganz allein oben am Tisch. Meine Kollegen waren über den Sonntag heimgefahren zu Muttern. Etwas hintendrein setzte sich dann noch ein „Mannli" mit Spitzbart, gestreiften Hosen, schwarzem Jackett, kleinem Stehkrägli mit schwarzem Schlips zu mir.

Auf was mochte dieser Herr wohl reisen? Die jungen Geschäftsreisenden wittern bekanntlich in jedem Unbekannten einen Konkurrenten. Ich fing dann an von den Geschäften zu reden, in der Hoffnung, die Sache werde sich bald aufklären. Das Mannli konnte nach meiner Auffassung nur etwa auf Schuhwichse, Kerzen, Zündhölzer oder Margarine reisen, aus seinen leicht abgetragenen Kleidern zu schließen, niemals aber auf Knöpfe und Neuheiten, die ich vertrat. Mein Tischnachbar antwortete ruhig und sachlich etwa: „Ja, mi ghört's überall, d'Gschäfti gö nid grad am beste!"

Aber mit all dem wußte ich eben immer noch nicht, auf was mein Tischkollege reiste.

Nachher saßen wir unten in der Falkenhalle bei einem Schwarzen mit Kirsch. Mit Teufelsgewalt wollte ich dann die Sache ausjassen und schlug dem „Mannli" einen „Schmaus" auf 1200 vor. Mein Herr „Kollege" rutschte auf dem Stuhl hin und her, er wollte nicht recht anbeißen, meinte, er sei pressiert, er müsse noch irgendwohin. Ich fragte dann, ob er am Samstag nachmittag noch die „Woche" gut machen wolle; ich selber arbeite nicht mehr bei den Kunden, ich schreibe nachher höchstens noch Kommissionen ab, und bestellte das Spiel bei der Kellnerin. Da stand der Mann auf und sagte, ich müsse entschuldigen, er müsse „gwüß, gwüß" noch schnell in den Spital. Ich fragte ihn, ob er dort jemand krank habe, worauf mir der Mann im schwarzen Kittel ganz trocken erwiderte: „Mi het m'r no churz vor zwölfi aglütet, ih soll schnell cho, ... ih mueß go ne dringendi ... Operation ... mache, ... ih bi der ... Professer ... Kocher."

---